



HUBERT HÄNGGI SJ · MÜNCHEN

## WIE HINDUS JESUS CHRISTUS SEHEN

Die hinduistischen Religionen haben allgemein die Tendenz, andere religiöse Traditionen in ihr eigenes Glaubenserbe zu integrieren. «Fremde Gottheiten» können unschwer in ihr Pantheon, das wesentlich komplementär ist, aufgenommen werden. Vom ganzen Erbe geht auch nichts verloren, es wird allenfalls gewandelt. Was sich jedoch nicht so einfach integrieren lässt, bleibt fremd, bedrohlich, sogar feindlich. Die Spannungen zwischen Hindus und Muslimen sind bekannt. In neuerer Zeit sind leider auch Angriffe auf Christen und ihre Institutionen nicht so selten. Ein vermehrter Dialog zwischen Hindus und Christen tut not.

Es kommt vor, dass Hindus ein Bild von Jesus Christus in ihrem Hausaltar verehren. Für sie ist Jesus ein Avatara, ein Herabsteigender, das heißt eine der vielen Erscheinungsformen der höchsten Gottheit. In ihrer Sicht ist das Christentum eine Religion der «Bhakti», der Verehrung und Hingabe.

### *Missionsgeschichte*

Nach der Überlieferung soll bereits der Apostel Thomas nach Südindien gekommen sein und bei Mylapore in der Nähe von Chennai (Madras), das Martyrium erlitten haben. In der Mitte des vierten Jahrhunderts kamen jedenfalls christliche Einwanderer aus Syrien und siedelten sich hauptsächlich an der Küste von Malabar an. Die frühen Christen in Indien waren lokal sehr begrenzt und hatten auf ihre vom Hinduismus geprägte Umwelt keinen nennenswerten Einfluss.

Mit der Ankunft der Portugiesen unter Vasco da Gama (1498) beginnt ein neues Kapitel der indischen Missionsgeschichte. Portugal erstrebte außer einigen wichtigen Handelsstützpunkten an der Küste keinen territorialen Besitz. Dort trafen sie allerdings auch auf den alten Erbfeind, die Muslime. Als Albuquerque 1510 Goa eroberte, wurden denn auch die Muslime umgebracht, die Hindus aber verschont. Der weltlichen Macht lag es daran, die Be-

*HUBERT HÄNGGI, trat 1954 in den Jesuitenorden ein, studierte christl. Theologie in Pune, Indien und Indologie an der Sorbonne, Paris; Promotion über Hindu-Mythologie. 1974-2005 Leiter der Missionsprokur der Schweizer Jesuiten in Zürich. Lehrbeauftragter für Hinduismus an der Hochschule für Philosophie, München und an der Universität Innsbruck. Seit 2005 im Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn bei Zug, lebt regelmässig mit Hindumönchen in Nordindien.*

wohner durch den Übertritt zum Christentum an sich zu binden. Die Neuchristen wurden «europäisiert». Genauso wie die Kolonialisten und Missionare (unter ihnen der hervorragende Franz Xaver) nicht zu einer Wertschätzung der indischen Kultur und Religiosität finden konnten, so beurteilten Hindus Sitten und Gebräuche der Portugiesen, die beispielsweise Rindfleisch aßen, aus der Sicht ihrer Tradition als verwerflich. Einen Versuch, solche Vorurteile zu überwinden, hat zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Jesuitenmissionar Roberto de Nobili in der Madura-Mission unternommen. Mit seiner «Anpassungsmethode» gelang es ihm, eine kleine Schar hochstehender Konvertiten um sich zu sammeln, aus der allmählich eine blühende Kirche hervorging, die 1676, dreißig Jahre nach dem Tod des Gründers 50 000 und hundert Jahre später 200 000 Christen zählte. Das geschah ohne politischen Einfluss Portugals, der damals schon am Sinken war. Die Portugiesen mussten ihre Vormacht zur See und manche ihrer indischen Niederlassungen den Holländern und diese ihrerseits den Briten überlassen.

Die britische Herrschaft hat die christliche Mission direkt nicht begünstigt, ihr jedoch in etwa den Boden bereitet. Die Gesetzgebung eines modernen Rechtsstaates, englische Literatur, technische und kulturelle Errungenschaften dürften in der indischen Gesellschaft mehr bewirkt haben als die doch relativ wenigen Missionare, deren Eifer und Hingabe dadurch allerdings nicht gering geschätzt oder gar bestritten werden soll. Nicht umsonst sprachen führende Hindus vom nachahmungswerten «missionary spirit». Dazu kommt, dass die hinduistischen Religionen in sozialer Hinsicht und in ihren oft abergläubischen Praktiken selbst als reformbedürftig erfahren wurden. Das Christentum war so eine gewisse Herausforderung. Vielleicht könnten Hindus sogar von ihm lernen?

### *Neo-Hinduismus*

Als Pionier der Reformbewegung, die man gewöhnlich als Neo-Hinduismus bezeichnet, gilt Raja Ram Mohan Roy (1772-1833). In einer frommen Brahmanenfamilie in einem Dorf in der Nähe von Kolkata (Kalkutta) geboren, kam er in seinen frühen Studienjahren nach Patna, wo er mit Muslimen, insbesondere mit Sufis in Verbindung trat. Das mag auch seinen Widerwillen gegen Vielgötterei geweckt haben. Jedenfalls gründete er den «Brahmo Samaj», die Vereinigung der Verehrer des Brahman, der höchsten (unpersönlichen) Gottheit.

Ram Mohan Roy interessierte sich sehr für die englische Sprache und Literatur und pflegte so auch freundschaftliche Beziehungen zu Missionaren und Christen. Das Studium des Neuen Testaments machte auf ihn einen tiefen Eindruck. Er veröffentlichte 1820 das bekannte Werk *The Precepts of Jesus, the Guide to Peace and Happiness*, zur Hauptsache eine Sammlung der sittlichen Lehren Jesu Christi, die er seinen Landsleuten empfehlen wollte.

Er schreibt: «Nach meiner Überzeugung werden die sittlichen Gebote, die sich im Neuen Testament finden, wenn man sie von allen anderen Dingen befreit, die dort auch noch geschrieben stehen, leichter die gewünschte bessernde Wirkung auf Herz und Sinn der Menschen verschiedener Überzeugung und Bildungsstufe hervorrufen ... Dieser einfache Leitfaden der Religion und Sittlichkeit ist so bewundernswert eingerichtet, dass die Gedanken des Menschen sich in höheren und freieren Regungen zu Gott erheben ... Und er passt auch so gut dazu, dass die Menschen ihr Verhalten gegen sich selber sowie gegen die Gesellschaft in der rechten Weise ordnen, so dass ich von ihrer Verbreitung in der gegenwärtigen Gestalt nur die besten Wirkungen erhoffen kann.»<sup>1</sup> Und in einem zweiten Appell heißt es: «Keine andere Religion kann etwas hervorbringen, was mit den Geboten Jesu in Wettbewerb zu treten vermöchte, und erst recht nichts, was den Anspruch erheben dürfte, sie zu übertreffen.»<sup>2</sup>

Alles, was direkt mit der Person Jesu und seinem Erlösungswerk zu tun hat, wollte Ram Mohan Roy ausklammern, da «geheimnisvolle Dogmen» seiner Meinung nach bei seinen Landsleuten nur «Verwirrung» stiften und gleichsam von der Befolgung der Gebote Jesu ablenken könnten. Er wollte auf jeden Fall vermeiden, dass Jesus als einer der Avatra missverstanden wird und so Seite an Seite mit den sogenannten «Inkarnationen» des hinduistischen Götterhimmels zu stehen käme. Ebenso war er gegen das gesamte Opferwesen in den Hindu-Tempeln und insbesondere gegen die blutigen Tieropfer in den Tempeln der Göttin Kali. Er betont daher: «Wenn das Christentum weiter nichts als einen neuen «Avatra» und ein neues Opferwesen anzubieten hätte, dann hätte es in Indien nichts zu bringen.»<sup>3</sup> Bei seiner eigenen Ablehnung der Vielgötterei war Ram Mohan Roy gegenüber dem Dogma der Trinität sehr misstrauisch. Der Begriff «Sohn» bezeichnet seiner Meinung nach klar die Unterordnung unter den Vater. Er schwächt die Einzigkeit der Beziehung zwischen Christus und Gott Vater nicht ab, interpretiert diese aber als «jene Einheit, die dort besteht, wo vollkommenes Einverständnis, Harmonie, Liebe, Gehorsam gefunden werden wie der Sohn sie gegen den göttlichen Willen erwiesen hat.»<sup>4</sup> Ram Mohan Roy ist sich bewusst, dass nur Jesus in der Bibel «der Sohn Gottes» mit dem bestimmten Artikel genannt wird. Für ihn war Jesus Christus nicht bloß ein gewöhnlicher Mensch, er nannte ihn den «größten aller Propheten». Doch seine Wertschätzung für Jesus Christus muss unbedingt im Zusammenhang seiner Bemühung um soziale und nationale Erneuerung gesehen und verstanden werden.

Auch für Mahatma Phule (1827-1890) war Jesus Christus eine Quelle sozialer und religiöser Inspiration. Jotiba Phule wurde in der Gärtner-Kaste als Shudra geboren. Die gleiche Würde aller Menschen war für ihn die Wahrheit, welche die indische Gesellschaft auf bessere Wege führen konnte. In diesem Geist gründete er die «Vereinigung der Wahrheitssucher» und

eröffnete 1851 in Pune die erste Schule für Mädchen und 1852 die erste Schule für Mädchen der Unberührbaren. Damit erfuhr er starke Opposition vonseiten orthodoxer Hindus. In einer indischen Enzyklopädie steht über ihn: «M. Phule zeigte ebenso sehr Liebe gegenüber der christlichen Religion und der Arbeit christlicher Missionare wie er Verachtung zeigte gegenüber der Religion der Hindus.» Immerhin tragen heute der größte Markt von Pune und die landwirtschaftliche Universität von Rahuri seinen Namen.

Zu den Bewunderern von Jesus lässt sich auch Lokhmana Tilak (1856–1920) zählen. Ihn hat der selbstlose Dienst Jesu begeistert, den er konkret bei den Jesuiten im St. Xavers Universitätskolleg von Bombay verwirklicht sah. Er hat die «Deccan Education Society» gegründet und wollte für deren Schulen das Ideal selbstlosen Dienstes der Jesuiten übernehmen. Ähnlich dachte in Staate Maharashtra auch Gopal Krishna Gokhale (1863–1915), der die «Servants of India Society» gründete und den Satz prägte: «Eine der größten Segnungen, die Indien vom Christentum empfing ist das Ideal, den Menschen so eifrig zu dienen wie Gott selber.»<sup>5</sup>

Dass sich auch Mahatma Gandhi (1869–1948) von Jesus Christus inspirieren ließ, ist wohlbekannt. Vor allem die Bergpredigt war für ihn das christliche Ideal, die eigentliche Botschaft Jesu. Er hat den Begriff «satyagraha» geprägt, das heißt «festhalten an der Wahrheit», was immer dies kosten mag. Er schrieb: «Kürzlich meinte ich: statt zu sagen «Gott ist Wahrheit», sage ich nun «Wahrheit ist Gott», um so meine Religion besser zu definieren.»<sup>6</sup>

Für Gandhi ist Jesus der perfekte Satyagrahi. Denn er ist bereit, bis zum Letzten an der Wahrheit festzuhalten. Da Gott nicht nur die eigene Wahrheit, sondern auch die Wahrheit anderer ist, muss «Gewaltlosigkeit» (ahimsa) berücksichtigt werden, die allerdings richtig zu verstehen ist. «Hims» ist ein Desiderativ, bedeutet also «töten wollen»; ahis kann daher übersetzt werden mit «sich enthalten von der Begierde zu töten». Nötig ist nach Gandhi «ahimsa des Starken», nicht «ahimsa des Schwächlings». Als einige Dorfbewohner vor einem Tiger davonrannten und meinten, sie hätten «ahimsa» geübt, hat Gandhi sie getadelt. Er lobte jene, die Frauen und Kinder schützten und den Tiger erschossen. Wie andere Hindus betrachtete auch Mahatma Gandhi die christlichen Schriften in Auswahl. Dogmatischen Lehren über die Person Jesu oder beispielsweise seiner Auferstehung schenkte er keine Beachtung. Zusammenfassend können wir festhalten: Was Mahatma Gandhi im Neuen Testament hochschätzte, waren die sittlichen Lehren der Bergpredigt und das Kreuz Christi als Sinnbild freiwilliger Annahme des Leidens, um den Willen Gottes zu erfüllen.

Zu den Reformern des Hinduismus, die auf gebildete Hindus bis heute großen Einfluss ausüben, gehören sicher auch Ramakrishna und dessen Schüler Vivekananda. Sie wollten weniger Sozialreformen als vielmehr eine theologisch-spirituelle Erneuerung einleiten. Ramakrishna (1836–1886)

hatte wenig Kenntnis vom Christentum, glaubte aber durch eine besondere religiöse Erfahrung das Wesen Christi zu kennen. Es bleibt unklar, ob und in wieweit er selbst seinen Schülern zustimmte, die ihn als eine Inkarnation Gottes bezeichneten und ihn insbesondere auch Jesus Christus gleichstellten. Was später in englischer Übersetzung als «The Gospel of Sri Ramakrishna» bekannt wurde, waren Aufzeichnungen aus dem Bengalischen von «M», (Mahendranath Gupta), eines seiner Schüler.

Sein wichtigster Schüler war gewiss Swami Vivekananda (1863-1902), der 1893 am Kongress der Religionen in Chicago Aufsehen erregte und auch im Westen bekannt wurde. Als talentierter Organisator und eifriger Prediger gründete er den «Ramakrishna-Orden» und die «Ramakrishna-Mission». Die feierliche Weihe der Mönche vollzog Vivekananda an Weihnachten, nicht ohne vorher das ganze Leben Jesu, seine Entsagungen, Kreuzestod und Auferstehung zu schildern.

Svami Vivekananda ist der Tradition des berühmten Gelehrten Shankaracharya verpflichtet, der im 8. Jahrhundert nach Christus die Lehre strenger Nicht-Zweiheit (a-dvaita) lehrte. Jesus ist für Vivekananda der große Advaitin. Das Wort Jesu «Ich und der Vater sind eins» wird demnach im Sinne der Großen-Worte (mahavakya) des Vedanta «Ich bin Brahman» (brahmasmi) oder «Du bist das» (tat tvam asi) ausgelegt. Selbst-verwirklichung ist daher schon immer Gott-verwirklichung. Gott wurde Christus, meinte Vivekananda, um dem Menschen seine wahre Natur zu zeigen, damit wir erkennen, auch wir seien Gott. Obschon er also in Jesus Christus eine Menschwerdung Gottes anerkannte, wies er den christlichen Anspruch scharf zurück, Christus sei einzigartig. Jesus gilt als eine Manifestation Gottes unter vielen andern wie Buddha, Krishna, Ramakrishna usw. Nur auf dieser Grundlage kann es nach Vivekananda zwischen den Religionen statt egoistischem Wettbewerb Zusammenarbeit und Eintracht geben.

Wie zahlreiche andere Hindus ließ sich auch der junge S. Radhakrishnan (1888-1975) von Swami Vivekananda begeistern. Später lehrte er als Professor in Oxford und war von 1962-1967 Präsident Indiens. Mit dem Christentum kam er schon in seiner Schulzeit und besonders während seiner Studien im evangelischen «Madras Christian College» in Kontakt. Zwar schätzte und verehrte er seine christlichen Lehrer, aber ihre Kritik am indischen Denken und am Glauben der Hindus beunruhigte ihn sehr. So erklärt sich wohl, dass seine zahlreichen Schriften oft von einem apologetischen Unterton begleitet sind. Es ist ihm ein ständiges Anliegen, die bleibenden Werte östlichen Denkens wieder ins Licht zu heben. Unter Religion versteht er die Religion hinter den Religionen, den «santana dharma», die ewige Religion. Gerade der Hinduismus könnte seiner Meinung nach besonders geeignet sein, die Menschheit darauf aufmerksam zu machen. Es versteht sich so von selbst, dass er sich weigert, den christlichen Anspruch

der Einzigartigkeit Christi anzuerkennen. Wie Vivekananda versucht auch Radhakrishnan, Jesus Christus als Avatara zu integrieren. Jesus ist eine der zahlreichen Manifestationen der Gottheit. «Das Göttliche kommt auf die irdische Ebene herab, um diese auf eine höhere Stufe zu erheben. Gott steigt herab, wenn der Mensch aufsteigt», schreibt er in seinem Kommentar zur Bhagavadgita.<sup>7</sup> Für ihn ist «Jesus das Beispiel eines Menschen der Gott geworden ist, und niemand vermag zu sagen, wo seine Menschheit endet und seine Gottheit anfängt.»<sup>8</sup>

Obschon Keshab Chandra Sen (1838–1884) zu keiner der christlichen Kirchen fand und sich infolgedessen auch nicht taufen ließ, ist sein Bekenntnis zu Christus von einer besonderen Art. Er war überzeugt, dass Jesus Christus die Basis eines neuen Indiens sein könnte und sollte.

In einer angesehenen Hindufamilie von Kolkata (Kalkutta) geboren, trat er mit 22 Jahren dem Brahma-Samaj bei und wurde nach einer kurzen Zeit als Bankangestellter ein vollamtlicher Prediger dieser Vereinigung (s.o.). Nach dem Gründer Ram Mohan Roy stand zunächst Devendranath Tagore, der Vater des großen Dichters Rabindranath Tagore dem Brahma-Samaj vor. Unter der Leitung von Keshab Chandra Sen kam es zum Bruch in der Vereinigung. Den älteren Mitgliedern war Keshab zu anti-hindu und zu pro-christlich. Keshab gründete daraufhin den «Brahma-Samaj Indiens», während Devendranath die alte Vereinigung unter dem Namen «Adi-Brahma Samaj» weiterführte.

Auch für Keshab Chandra Sen war Christus ein großer moralischer Lehrer und verkörperte ein ethisches Ideal. Doch dabei blieb er nicht stehen. Das Studium des Neuen Testaments und der frühen Kirchenväter ließen ihn nach und nach Jesus Christus in einem andern Licht sehen. Er beschwor daher seine Landsleute, das Christentum nicht mit westlicher Zivilisation zu verwechseln. Jesus Christus ist im Glauben von Keshab universal. Zwar gehört das Christentum Jesus Christus, doch Jesus Christus gehört nicht nur dem Christentum. In einem Vortrag sagte er: «Wir werden sehen: die künftige Kirche wird uns nicht aufgedrängt, sondern wir wachsen in Freiheit und ganz natürlich in sie hinein. Sie kommt zu uns nicht als ein fremdes Gewächs, sondern sie wurzelt tief im Herzen Indiens, zieht ihre Kraft aus den Quellen unseres Volkes und entwickelt sich mit aller Frische und Kraft einheimischen Wachstums.»<sup>9</sup> Dabei denkt Keshab, dass nicht nur die bestehenden christlichen Kirchen, sondern auch der «Brahma Samaj Indiens», dem er vorsteht, der Ort sein kann, wo Christus lebendig gegenwärtig ist und wirkt.

Wie aber konnte Keshab den gläubigen Hindus jenen Christus nahe bringen, der weit über einem Weisheitslehrer steht, den «Sohn Gottes», den er liebt, ohne von ihnen missverstanden zu werden. Wie kann er ihnen klar machen, dass Christus jedenfalls keiner jener Avatara Gottes ist, wie sie im Hinduglauben zuhauf verehrt werden. Er warnt christliche Missionare da-

vor, dem Hindu-Pantheon einen neuen Gott namens Jesus zuzufügen. Keshab macht daher selber eine klare Unterscheidung zwischen dem Vater und dem Sohn und betont: nicht der Vater wurde Mensch, sondern der Sohn. Wie für andere Hindus steht das Wort Jesu «Ich und der Vater sind eins» auch für ihn im Zentrum des Christus-Geheimnisses. Würde Jesus nicht diesen Anspruch erheben, meint er, wäre er nicht jener Ehre wert, die ich ihm tatsächlich entgegenbringe.

In der Interpretation von Keshab Sen bedeutet das Einsseins mit dem Vater «die höchste Form der Selbst-Verleugnung (self-denial). Christus vergaß und verleugnete vollständig sein Selbst.»<sup>10</sup> Im Unterschied dazu, erklärt Keshab, möchten wir andern Menschen ständig unser Selbst behaupten. In unserem Denken und Handeln kreisen wir stets um unser Ich. Das Selbst müsste jedoch ausgelöscht und vollständig entwurzelt werden. Jesus sagte dies und tat es auch. Er zerstörte das Selbst. Sobald jedoch die Seele vom Selbst entleert wird, füllt die Gottheit die Leere. Genau so geschah es mit Christus. Seine Mitmenschen konnten dies nicht fassen und fragten verwundert: «Was ist das für ein Mensch?»

Jesus hatte die Erfahrung «einer spirituellen Präexistenz. Er lebte mit seinem Vater und in Ihm, bevor er hier seinen Wohnsitz nahm.» Er spürte auch, dass er nach der irdischen Laufbahn wieder zurückkehren wird. Das Leben Christi kommt aus der Gottheit und geht zu ihr zurück. Er sieht sich in Gott, sogar vor der Schöpfung. Daher auch sein Satz: «Bevor Abraham war, bin ich».

In seinem Christus-Vortrag bekennt Keshab demütig, dass er sich zweifellos unvollkommen und unkorrekt über die wahre Stellung des Sohnes Gottes geäußert habe und gibt zu, dass er weder intellektuell noch moralisch in der Lage sei, Jesus zu verstehen, dessen Geheimnis ja schließlich auch nach Jahrhunderten nicht gelüftet sei.

Nicht weniger geheimnisvoll als die Beziehung Jesu zum Vater scheint Keshab seine Beziehung zur ganzen Menschheit zu sein. Denn wie Jesus sich mit dem Vater eins weiß, so auch mit den Menschen, wenn er betet: «Wie Du Vater in mir bist und ich in Dir bin, so mögen sie eins sein in uns». Und in diesem Sinn spiritueller Identifikation gibt er, wie Keshab ausdrücklich erwähnt, den Seinen auch seinen Leib und sein Blut zur Nahrung.

Man spürt, dass sich Keshab glücklich schätzt, seinen Zuhörern «die Lehre von der göttlichen Menschheit» als eine «wesentliche Hindu-Lehre» zu verkünden. Er sagte: «Die Lehre von der Absorption in die Gottheit ist das Credo Indiens, und durch diese Idee, glaube ich, wird Indien auch zu Christus finden.»<sup>11</sup> Keshab beruft sich dabei auch auf das Evangelium, wo es heißt «Ich bin nicht gekommen, um zu zerstören, sondern um zu erfüllen», und meint, das müsse ja nicht nur für das Mosaische Gesetz gelten, sondern auch für die Religionen Indiens. Jesus Christus wird in Indien die auch im



Pantheismus enthaltenen Wahrheiten erfüllen und vollenden. Im Wesentlichen ist doch dieser Pantheismus, meint Keshab, nichts anderes als die Identifikation aller Dinge mit Gott. Der hinduistische Pantheismus ist in seiner schlimmsten Form stolz im Glauben, der Mensch sei Gott. Der Pantheismus Christi aber ist «die bewusste Einheit des menschlichen und göttlichen Geistes in Wahrheit, Liebe und Freude». Er ist «aktive Selbsthingabe des eigenen Willens, Einheit des gehorsamen, demütigen und liebenden Sohnes mit dem Vater.» So endet diese Rede über Jesus Christus mit der Aufforderung: «Seht er kommt zu uns als Asiate der Rasse nach, als ein Hindu im Glauben, als Verwandter und Bruder und verlangt nach Eurer Herzenshingabe... Er kommt, um jene Religion der Gemeinschaft zu erfüllen und zu vollenden, nach der sich Indien so sehr sehnte wie ausgetrocknetes Land nach Wasserströmen... Sagt zu Christus als dem besten Freund: Willkommen!»<sup>12</sup>

Drei Jahre später, 1882, hielt Keshab Chandra Sen einen Vortrag über die Dreifaltigkeit. Es sollte keine theologische Vorlesung sein, sondern eine Mitteilung seiner eigenen Erfahrung, die «lebendige Lehre, die eine kindlichen Seele im Licht des Glaubens gesehen hat».

Keshab knüpft an die bekannte Formel «Saccidananda» (Sein-Bewusstsein-Freude) hinduistischer Theologie an und sieht darin eine erstaunliche Nähe zur christlichen Dreieinigkeit. Der Vater schafft die Welt durch die Kraft seines allmächtigen Wortes, des Logos. Während das Alte Testament Gott den Vater in der Schöpfung offenbart, beginnt das Neue Testament mit der Geburt des Sohnes. Der Logos ist Beginn und Vollendung der Schöpfung. Die ursprüngliche Schöpferkraft nimmt schließlich die Form des Sohnes in Jesus Christus an. Damit ist jedoch das letzte Wort der Schöpfung noch nicht gesprochen. Christus sollte im Plan Gottes nicht das Ende sein. Er ist vielmehr der Weg. Die Ausbreitung göttlicher Sohnschaft sieht Keshab wie eine gewaltige Flut von Licht und Leben, welche die Menschheit himmelwärts trägt. Und rhetorisch fragt er das Publikum: «Wisst Ihr, was das ist?» Und er gibt selbst die Antwort: «Das ist der Heilige Geist.» Er gießt Christus-Leben in die Herzen und Seelen der Menschen, löscht die Sünden aller Zeitalter aus und lässt die Menschheit am göttlichen Leben teilnehmen. «Göttlichkeit, die auf die Menschheit herabkam, ist der Sohn. Göttlichkeit, welche die Menschheit zum Himmel hinaufträgt, ist der Heilige Geist,» formuliert Keshab.<sup>13</sup>

Keshab Chandra Sen bat nicht um die christliche Taufe. Denn keine der Kirchen wäre wohl bereit gewesen, ihn aufzunehmen, wenn er nicht dem Hinduismus abschwöre. Mehrmals ging er scharf mit den gespaltenen christlichen Kirchen und deren Sektierertum ins Gericht. Wie Christus mit dem Vater eins ist, so ist er es auch mit der Menschheit. Christus sah sich als ungeteilten Christus, der in jedem Menschenherzen wohnt und atmet. Seine Sühne (Keshab schreibt at-one-ment) ist Versöhnung (reconciliation). Sie vereint die ganze Menschheit mit Gott.



Keshab dachte daran, eine Hindu-Kirche Christi zu gründen, die mit allen andern Kirchen in Einheit stehen sollte. Als man ihm vorwarf, eine anti-christliche Sekte zu schaffen, wehrte er sich vehement gegen einen solchen Vorwurf und meinte: «Eine neue Sekte! Gott verbiete dies! Wir verkünden keine neue Sekte, sondern den Tod der Sektiererei und die universelle Versöhnung aller Kirchen.»<sup>14</sup> Bald darauf starb Keshab C. Sen. Die Idee einer Synthese von Hinduismus und Christentum lebt weiter.

### *Christen im Dialog*

Bhavami Charan Banerji (1861-1907) war ein Schüler von Keshab C. Sen und ein Prediger des Brahma Samaj. Er war ein Freund von Swami Vivekananda gewesen und gründete zusammen mit Rabindranath Tagore eine Schule für Arme. Nach eingehenden Studien aber ließ er sich in der Anglikanischen Kirche taufen und änderte seinen Namen in Brahmabandhab (Theophilos) Upadhyaya, wurde aber schon nach einem Jahr katholisch.

Brahmabandhab befolgte bis zur äußeren Kleidung die strenge Lebensweise eines Hindumönchs, bezeichnete sich aber als «katholischen Sannyasi» und versuchte, die christliche Theologie in der Sprache des Vedanta zu vermitteln. Dabei war er sich bewusst, dass die Lehre des «advaita» (Nicht-Zweiheit) neu, das heißt christlich, zu interpretieren sei. Er und auch andere, die sich in religiöser Hinsicht für Nachfolger Christi hielten, kulturell jedoch Hindus bleiben wollten, wurden missverstanden und erhielten wenig Unterstützung. Dennoch darf man Brahmabandhab als Pionier bezeichnen, dessen Anliegen aber erst in neuerer Zeit, besonders aber seit dem Zweiten Vatikanum unter den Christen wahrgenommen wird.

Zu erwähnen ist da bestimmt der Benediktinermönch Henri Le Saux (1910-1973), bekannt unter dem indischen Namen Svami Abhishiktananda. Bis zum Ende seines Lebens mühte er sich darum, die Advaita-Erfahrung des Vedanta mit der christlichen Gotteserfahrung zu vereinen. Er wollte diese «zwei Formen eines einzigen Glaubens», leben, was er allerdings theologisch nicht in Worte zu fassen vermochte. Jacques Dupuis, der ihn gut kannte, sprach sogar von einem «Drama».<sup>15</sup> Abhishiktananda hielt unbeirrt an der Advaita-Erfahrung fest, die er für gültig hielt.

Wie es die Hindus selbst taten – vor allem zur Zeit des Unabhängigkeitskampfes und der entsprechenden Auseinandersetzung mit dem Christentum – werden auch vonseiten der Christen verschiedenste Modelle eines Hindu-Christusglaubens vorgeschlagen. P. Michael Amaladoss beispielsweise beschreibt Jesus in seinem Buch «The Asian Jesus» als Moralischen Lehrer, als Avatar, Satyagrahi, Advaitin usw.<sup>16</sup>

In der Hindutheologie ist es sicher am naheliegendsten Jesus als Avatara, als Herabsteigenden zu sehen. So wird er gewöhnlich auch betrachtet.

Doch es ist nicht von ungefähr, dass sich beispielsweise Ram Mohan Roy und Keshab C. Sen so vehement gegen diese Vorstellung wehrten. Wäre Jesus ein Avatara, ist nicht einzusehen, warum die Christen nur gerade an diesen einen glauben sollten. Die Einzigartigkeit Christi wird jedenfalls in Frage gestellt. Betrachtet man überdies die Funktion des Avatara in der Hindutheologie etwas näher, wird klar, dass ein jeder zur Wiederherstellung der Ordnung den Unruhestifter und Gegner beiseite schaffen, also Gewalt anwenden muss. Das trifft auf Jesus nicht zu. Im Gegenteil, statt sie auszuüben, erleidet er Gewalt. Natürlich können Christen von Jesus als einem «Herabsteigenden» sprechen, solange es sich nicht um eine «Erscheinungsform», sondern um eine wirkliche Menschwerdung Gottes handelt. Für den Dialog mit Hindus müssten jedenfalls die *Unterschiede* zum Avatara sorgfältig herausgearbeitet werden. Sonst ist niemandem geholfen.

Die Berufung auf religiöse Gotteserfahrung, die «unaussprechbar», also über begrifflicher Sprache steht, kann zwar nicht angezweifelt, aber auch nicht weiter verfolgt werden. Machen Hindu-Mystiker und christliche Mystiker ähnliche oder sogar gleiche Gotteserfahrungen? Werden sie jeweils nicht von ihren eigenen Glaubensformeln beeinflusst, sodass schließlich gleichen Äußerungen doch verschiedene Erfahrungen zugrunde liegen? Ist die «Nicht-Zweiheit-Erfahrung» (advaita) einem Dialog förderlicher als die «Zweiheit-Erfahrung» (dvaita), wie sie der Hindu-Theologe Madhva im 13. Jahrhundert vorgetragen hat? Die Theologie der «bhakti» (Verehrung, Hingabe), die von Madhva entwickelt wird, dürfte jedenfalls für Christen zugänglich und fruchtbar sein.

Während es seit langem an zahlreichen westlichen Universitäten nicht nur einen Lehrstuhl, sondern ganze Institute der Indologie gibt, wird in Indien an staatlichen Universitäten bisher kaum christliche Theologie gelehrt. Gegenwärtig geht der Dialog mit Hindus meist von Christen aus. Es bleibt zu hoffen, dass sich Hindus wieder vermehrt dem Christentum und der Person Jesu Christi zuwenden.

## ANMERKUNGEN

<sup>1</sup> Zit. in: Stanley J. Samartha, *Hindus vor dem universalen Christus*, S. 40

<sup>2</sup> ebd. S. 45    <sup>3</sup> ebd. S. 46    <sup>4</sup> ebd. S. 48

<sup>5</sup> *The Illustrated Weekly of India*, Christmas issue 1976

<sup>6</sup> Hans Staffner, *The Significance of Jesus Christ in Asia*, 1985, S. 17

<sup>7</sup> S.Radhakrishnan, *Die Bhagavadgita*, zu IV,7, S. 177

<sup>8</sup> S.Samartha, op.cit. S. 112

<sup>9</sup> Keshab Chandra Sen, *Lectures in India* in: S.Samertha, op.cit. S. 24

<sup>10</sup> H.Staffner, op.cit. S. 41    <sup>11</sup> ebd. S. 45    <sup>12</sup> ebd. S. 46    <sup>13</sup> ebd. S. 48    <sup>14</sup> ebd. S. 60

<sup>15</sup> Jacques Dupuis, *Jésus-Christ à la rencontre des Religions*, Desclée, 1989

<sup>16</sup> Michael Amaladoss, *The Asian Jesus*, Orbis Book, New York, 2006